



Editorial

Aus Sicht der systemischen Innovationstheorie gehören Wissenschaft und Wirtschaft eng zusammen, und auch die Wirtschaftspolitik setzt auf die Kooperation zwischen beiden Seiten. Wo die Grenzen des Zusammenrückens liegen, ist jedoch Gegenstand zahlreicher Diskussionen. Was dabei häufig übersehen wird, ist, dass die Verbindungen zwischen Wissenschaft und Wirtschaft kein neues Phänomen sind. Beispielsweise ist die Geschichte der Chemie als wissenschaftliche Disziplin eng mit der Entstehung und Entwicklung der Chemischen Industrie verknüpft. Umgekehrt ist die Entstehung einiger großer Industriebetriebe wie zum Beispiel Siemens der wissenschaftlichen Neugierde einzelner Erfinderpersönlichkeiten geschuldet, die ihre Erkenntnisse auch unternehmerisch nutzen wollten und den Grundstein für industrielle Forschungslabore legten.

Mit der Zeit verändert hat sich die Qualität der Beziehungen zwischen Wissenschaft und Industrie. Die zunehmende Komplexität von Technologien macht heute in vielen Disziplinen den engen Austausch allein aus Kapazitätsgründen erforderlich, und Universitäten sind vermehrt auf externe Mittel zur Finanzierung ihrer Aufgaben angewiesen. In der Wirtschaft zwang seit den 1980er Jahren der Kostendruck viele Unternehmen dazu, ihre Forschungsbereiche umzustrukturieren und neue Wege des Technologietransfers zu suchen, darunter Auftragsforschung und Beteiligungen an An-Instituten der Hochschulen. An den Universitäten änderte sich das Erfinderrecht, und sie kümmern sich – nicht selten mit wirtschaftspolitischer Förderung – vermehrt um Ausgründungen aus dem Wissenschaftsbetrieb.

Wie ist diese Entwicklung zu bewerten? Droht eine Ökonomisierung der Wissenschaft? Oder eine Akademisierung der Wirtschaft? Oder beides? Über diese Fragen ist schon viel und lange debattiert worden. Fest steht: Wissenschaft und Wirtschaft unterscheiden sich sehr grundsätzlich. Wissenschaft ist erkenntnisorientiert, und die Wirtschaft strebt nach Gewinnchancen. Dazwischen jedoch muss Raum bleiben für pragmatische Kooperationen zugunsten der wirtschaftlichen Entwicklung durch technischen Fortschritt. Alles nichts für Geistes- und Sozialwissenschaften? Im Gegenteil: Denn gerade sie behandeln die Frage, was Fortschritt ist und wie er gesellschaftlich und historisch zu bewerten ist. Sowenig die Marktorientierung der Wirtschaft anzuzweifeln ist, so sicher sollte die Erkenntnisorientierung der Wissenschaft als Garant für Kreativität und Glaubwürdigkeit gepflegt (und öffentlich finanziert) werden.

Jutta Günther
Leiterin der Abteilung Strukturökonomik